

(Nachdruck verboten.)

47]

## Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

(Schluß.)

Aber der Zustand Maria Luises verschlimmerte sich immer mehr. Es war, als wenn die Natur selbst, ihr Körper, ihr Herz, jeder Blutstropfen sich rächte für die Gewalt, die ihm angetan war. Unerträglich wurden ihr die Menschen, ihre Stimmen, ihre Bewegungen beim Essen, unerträglich wurde ihr selbst ihr Mann, seine Fürsorge, seine Fragen. Wenn er um sie war, lag in ihren Augen nur ein stummes Flehen: Laß mich allein!

Unter diesem tiefblauen, blendenden Himmel, an dem glühenden Meer, inmitten all des Lichts, das in sie eindrang, auf der Hotelterrasse und in ihrem bis zum letzten Winkel mit Sonnenschein erfüllten Zimmer, ergriff sie das furchtbare Heimweh des Nordländers, das Sehnen nach dem milden, wolkenverhangenen Himmel zu Hause, nach den zarten Farben der Abenddämmerung, wenn mit dem wachsenden Dunkel draußen die Lichter der inneren Welt sich entzündeten, nach den traulichen und trostreichen Zwiegesprächen, die sie mit dem Freunde geführt hatte, während der Regen gegen die Scheiben trommelte, und im Kamin rötliche Funken den Holzschichten entsprühten. Dann war, wenn sie allein geblieben, ein Blumenland fröhlicher Hoffnungen in ihrem Herzen aufgegangen. Hier aber, wo sie jetzt weilte, gab es weder Hoffnungen noch Träume, nicht einmal dunkle Winkel für ihren Schmerz.

Dieses Bangen ihres hilflosen Herzens wurde oft so stark, daß sie all ihre Vorsätze vergaß und an Grabaus schrieb: zu kommen und sie fortzuführen, wohin er wollte. Hinterher aber verbrannte sie diese Briefe stets. Dagegen waren die, die sie ihm wirklich schrieb, kurz und zurückhaltend; kein noch so scharf blickendes Auge hätte herauslesen können, wie es wirklich um sie stand.

In regelmäßigen Zwischenräumen kehrte dieser Zustand einer namenlosen Angst wieder, bis dann jedesmal nach einem neuen Blutsturz eine große Linderung über sie kam, eine tiefe, stille Ruhe, als wenn sie jenseits des Todes, den sie überwunden, ihr Leben und auch das seine überschaute. In solchen Stunden schrieb sie ihm ebenfalls Briefe, die sie aufbewahrte als ein letztes Geschenk für ihn.

Eines Tages, nachdem ihr Mann mit einigen Gästen einen Ausflug unternommen hatte, fand er sie fiebernd und in großer Aufregung. Obwohl sie ihn selbst zu diesem Spaziergang veranlaßt hatte, überhäufte sie ihn doch mit Vorwürfen, deren Ungerechtigkeit sie einsah, die sie aber nicht zurückhalten konnte, und schließlich, da er sie beruhigt hatte, bat sie ihn unter Tränen, mit ihr heimzureisen. Der Arzt unterstützte angeichts ihres Zustandes diesen Wunsch. Anfang Dezember langte Marie Luise mit ihrem Mann nach mehrfachen Unterbrechungen der Fahrt in Weimar an.

20.

Nachdem Grabaus Frau und Kinder, die während der Umzugstage nach Berlin zu seinen Schwiegereltern reisen wollten, auf die Bahn begleitet hatte, beschloß er noch einmal, Wolf aufzusuchen, um sich nach Marie Luise zu erkundigen. Er selbst war erst gestern von einem längeren Aufenthalt in Berlin heimgekehrt und hatte sogleich den Freund sprechen wollen, aber erfahren, daß dieser verreist sei. Auch jetzt teilte ihm die Wirtin mit, ihr Mieter wäre noch nicht heimgekehrt. Ueber Ziel und Dauer seiner Reise konnte sie keine näheren Angaben machen, sondern wußte nur, daß der Herr in ihrer Abwesenheit einen kleinen Koffer gepackt habe und in aller Hast damit zur Bahn geeilt sei, mit der Hinterlassenschaft an das Dienstmädchen, er würde in einigen Tagen wieder da sein, doch könnte es auch länger dauern.

So blieb Grabaus nichts anderes übrig, als seine Wohnung aufzusuchen, wo die Bader damit beschäftigt waren, die letzten Sachen in den auf der Straße wartenden Wagen zu laden. In einem Schrank, den man während seiner Abwesenheit nicht hatte öffnen können, befand sich noch eine Anzahl Bücher, weshalb er diese in eine leere Kiste zu füllen begann.

Trotzdem im Zimmer mit den Resten der noch vorhandenen Kohlen nur mäßig geheizt war, wurde ihm doch bald warm bei der Arbeit, er warf den Rock ab und legte ihn über einen zerbrochenen Küchenstuhl, der mit anderen unbrauchbar gewordenen Stücken zurückbleiben sollte. Durch die großen Fensterbierede fiel graues Sämnelicht. Es schneite heftig und ununterbrochen, und da wegen der fehlenden Gardinen den Fenstern der rechte Abschluß fehlte, hatte er die Illusion, daß jeden Augenblick die Flocken hereinwirbeln würden. Mit Staub und zerstreuten Fetzen von Zeitungspapier bedeckt war der Fußboden, und die kahlen Tapeten, die da, wo früher Bilder gehangen hatten, dunklere Flecken aufwiesen, sahen trostlos verblühen aus.

Grabaus hatte gerade eine Reihe Bücher im Arm, als nebenan eine Kiste zugenagelt wurde. Die Hammerschläge, zuerst dumpf dröhnend, klangen dann scharf und hell. Nervös lauschend setzte er sich auf den Rand der Kiste und wischte sich das nasse Haar aus der Stirn. Als nebenan rauhe Kommandoworte, ein Aechzen und dann ein Gepolter schwerer Schritte ertönten, begann sein Herz mit der ganzen Stärke einer plötzlichen Angst zu schlagen, und halb verzweifelt dachte er: „Warum höre ich nichts von ihr? Keinen Brief seit drei Wochen! Und wo ist Wolf? Warum gibt er mir keine Nachricht? Es ist ja gerade, als ob sie alle nichts mehr von mir wissen wollten.“

Er starrte auf das graue Sämnetreiben, und seine Gedanken kamen dabei nicht über diese ergebnislosen Fragen hinaus. Dann aber biß er die Zähne zusammen und sagte sich: „Ich will nicht mehr an sie denken. Ich will nicht mehr. Was also ist zu tun?“ Dabei nahm sein Gesicht den Ausdruck einer krampfhaften, bebenden Anstrengung an; dieser Ausdruck, den es in der letzten Zeit oft getragen, hatte darin seine Spuren hinterlassen, hatte es gehärtet, abgemagert und zugespitzt.

Die Kiste war fast gefüllt, nur noch wenige Bücher lagen aufgeschichtet auf dem Boden und abseits daneben eins, das er schon vorher zur Hand genommen, dann aber wieder beiseite getan hatte. Jetzt erst, als alle Bücher eingepackt waren, griff er wieder danach; doch als wenn ihm das Zeitungspapier zu schlecht wäre, um es darin einzuwickeln, entnahm er seinem Koffer einige Bogen weißen Papiers, die er auf dem Fußboden ausbreitete. Aber während die angestrenzte Aufmerksamkeit seines Gesichts allmählich einem grüblerischen Ausdruck wich, vergaß er seinen Voratz, nicht mehr an Marie Luise zu denken, öffnete das Buch und blickte, sich halb aufrichtend, mit aufgestümpftem Kopf das Titelblatt an. Es war die erste Ausgabe des Faust, oben am Rand stand eine eigenhändige Widmung Goethes an eine Weimarer Dame, darunter der Name Wolf August von Hellen, des Großvaters Marie Luises, in dessen Besitz das Buch später übergegangen war, am unteren Rande aber war mit feinen Buchstaben geschrieben: „Herrn Doktor Grabaus, in dankbarer Erinnerung M. L. Platen.“

Er erinnerte sich des Augenblicks, an dem Marie Luise ihm dieses Buch geschenkt hatte; bei seinem Fortgehen hatte sie es ihm eines Abends mit einem Lächeln in die Hand gedrückt. So deutlich sah er dieses Lächeln, daß er sich umdrehte, ob sie nicht unermutet ins Zimmer getreten wäre? Andere Erinnerungen kamen wie lautlose Schatten, aber mit so eindringlicher Gewalt, daß er darüber seine Umgebung vergaß und den Lärm der auf dem Korridor polternden Arbeitsleute nicht mehr hörte. Endlich stand er auf, und indem sein Blick auf die kahlen Wände fiel, sagte er sich, daß alles zu Ende sei, was er hier erlebt hatte und was er gewesen war. Wohl lagen die toten Dinge sorgsam verpackt zum Mitnehmen bereit in Kisten und Kasten — aber nicht mitnehmen konnte er den goldenen Schein, der sie verklärt hatte, und nicht das Hochgefühl in seiner Brust, den mutigen Glauben an sie und die fröhliche Menschenliebe, die der Gewißheit entsprang, von ihr geliebt und der Geliebten wert zu sein. Nun hieß es leben ohne sie.

Er blieb am Fenster stehen. Noch tanzte vor seinen geschlossenen Augen der Flodenwirbel eine Weile fort, aber ganz deutlich sah er dann das kleine sonnendurchleuchtete Zimmer am ligurischen Strand, in dem Marie Luise saß. Die unbedeutendsten Kleinigkeiten gewahrte er an ihr, die lockeren

Ringe an Ihren Fingern, die Brosche an Ihrem Hals. Doch nicht enträtseln konnte er den Ausdruck ihres Gesichts. Nicht wußte er, wenn er sich nun ihr nahte, ob sie ihm die Hand entgegenstrecken oder sich erschrocken abwenden würde. Das Bild verschwand, es wurde schwarz, und dann tanzte vor seinen geöffneten Augen wieder der Flockenwirbel durch das abendliche Grau.

Das war der bitterste Stachel seines Schmerzes, daß er zu zweifeln begonnen hatte, ob sie ihn noch liebte, ihn noch so liebte wie in den guten Stunden, wo sie ganz eins gewesen. Denn immer wenn er an sie dachte, stand nun der letzte, rätselhafte Abschied vor seiner Seele, immer hörte er noch die furchtbaren Worte der Wut und des Hasses, die er damals ausgestoßen. Und dann begann seine Seele in Frostschauern zu erbeben, und seine Hand machte wirre Bewegungen, als könnte sie das alles fortstoßen. Aber unberrückbar stand es da, und keiner ihrer Briefe, die, voller Güte, doch so kurz und unpersönlich geworden waren, in denen sie sich mehr zu verstecken, als sich ihm hinzugeben schien, konnte es ganz zerstreuen. Es bohrte in seiner Brust wie ein Pfeil, den Schmerz, Sehnsucht und Reue geschärft hatten.

Das war es auch, was ihn in Berlin beschäftigt hatte während der langen Wartestunden in den Vorzimmern des Ministeriums, was ihn abgelenkt hatte, während er mit dem Geheimrat Wohlbold konferierte, und weswegen dieser ihn angefahren hatte, ob ihm nicht wohl sei, ob er ein Haar in seiner neuen Stellung gefunden habe oder glaube, ihr nicht gewachsen zu sein? Und Grabaus mußte in diesem Augenblick eine gewaltig sich aufbäumende Kraft unterdrücken, um nicht geradeheraus das Geständnis zu machen, daß er lieber verzichten wolle. Seit der Stunde hatte er sich vorgenommen, nicht mehr an Marie Luise zu denken und hatte die tatenfrohe Zuberficht, den Eifer und Eifer zur Schau getragen, die von ihm verlangt wurden. Denn das war ihm klar, wenn er jetzt seiner Stimmung nachgab, so verzichtete er nicht nur auf dieses Amt, das ihn noch vor kurzem mit den größten Hoffnungen erfüllt hatte, sondern büßte auch den letzten Rest seines Selbstvertrauens ein und betrachtete sich als verlorenen Mann. Aber klar war ihm auch, daß von dieser einen Frage der ganze Fortbestand seines inneren Lebens abhing, daß davon abhing, ob er je wieder einen kraftvollen und wahrhaften Gedanken zeugen, ob er je wieder mit der lebendigen Begeisterung seiner Seele die Seelen anderer gewinnen könnte. So unauflöslich verkettet war mit der Liebe und Achtung Marie Luises seine eigene Achtung und seine Liebe, daß er sich selbst aufgab, wenn er glaubte, von ihr aufgegeben zu sein.

Nachdem die Pader die anderen Zimmer aufgeräumt hatten, trugen sie den Bücherschrank hinter, und einer begann die letzte Kiste zuzunageln. Ein dritter forderte Grabaus den Lohn und das vereinbarte Trinkgeld ab, indem er durch die üblichen Redensarten dasselbe noch um einige Mark zu erhöhen versuchte. Dann hoben die beiden ersten mit Hilfe von Tragbändern die schwere Bücherschrank auf. Im Augenblick, wo sie sich durch die schmale Flurtür zwängten, fragte jemand, ob Doktor Grabaus zu Hause wäre?

Dieser erkannte sofort die Stimme, sprang erregt auf und rief:

„Ja, ja, er ist zu Hause! — Du bist's, Wolf? Komm herein, komm herein! Wie geht's? Wo hast Du nur gesteckt? Ein Glück, daß Du mich noch triffst. Eine Viertelstunde — und alles wäre leer gewesen. Aber wie geht's?“

Er hatte von Hellen bei der Hand ergriffen, zog ihn ins Zimmer, und schnell die Petroleumlampe vom Boden hebend, fügte er hinzu:

„Daß sehen, wie Du aussiehst? Gott sei Dank, daß wir uns noch treffen.“

Während er seinen Freund beleuchtete, kam ihm Augenblicks zum Bewußtsein, daß an diesem etwas Besonderes sei. Er hätte nicht zu sagen vermocht, worin dies bestand, doch bemächtigte sich seiner eine dunkle Beklommenheit.

„Du bringst dich nichts Schlechtes?“ fragte er. „Wie geht's Deiner Schwester?“

„Erschrick nicht, Heinrich — meine Schwester —“

Ob aus Unachtsamkeit, ob aus Schreck Grabaus die Lampe schief gehalten hatte, der Zylinder zersprang plötzlich, und der Docht begann stark zu qualmen. Er setzte sie auf die Erde und ergriff die Lehne des Küchenstuhls, indem er mit eingezogenem Kopf und halb geöffnetem Mund seinen Freund anstarrte. Keiner von beiden sprach ein Wort. Kurze Zeit darauf kam ein dumpfes Dröhnen von der Straße her, wo der

Möbelwagen sich in Bewegung gesetzt hatte. Der Fußboden erbebt, und die Fensterscheiben erklinkern. Aus dem kurzen Stummel des Zylinders flackerte die rote Flammzunge mit schwelendem Qualm, der schnell einen scharfen Gestank in dem Zimmer verbreitete. Hinter dem Fenster aber schwebten in dichtem, weißem Wirbel die Schneeflocken.

„Sie war schon lange schwerkrank. Der Tod war eine Erlösung für sie. — Ich soll Dich holen, wenn Du sie noch einmal sehen willst.“

Aber Grabaus behielt denselben entsetzten und wie erstarrten Ausdruck in dem blassen Gesicht, so daß in Wolf unwillkürlich der Gedanke aufstieg, er gleiche in diesem Augenblick mehr einem Toten als seine Schwester.

Nachdem Wolf die Lampe heruntergeschraubt hatte, wiederholte er seine Bitte mehrere Male, indem er dabei die Hand seines Freundes drückte, bis Grabaus sich endlich richtete. Sein Mund machte die Bewegung des Sprechens, und wieder trat dieser Zug einer furchtbaren Anstrengung in sein Gesicht.

„Ich will nicht mehr an sie denken — ich will — tot ist sie —?“ dachte er.

„Wir müssen gehen, Heinrich, wenn wir den Zug noch erreichen wollen. Komm! — Wo sind Deine Sachen?“

Er holte vom Korridor den über den Koffer gebreiteten Mantel und half ihn seinem Freunde anziehen.

Dann gingen sie zur Bahn. Auf dem Wege erzählte Wolf von den letzten Tagen seiner Schwester. Grabaus hörte schweigend zu, ohne etwas zu erwidern.

Die beiden wurden in ein Zimmer geführt, in dem außer Doktor Platen mehrere Offiziere und schwarzgekleidete Damen versammelt waren, von denen Grabaus einige nach Marie Luises Beschreibung erkannte, andere auf dem Reichstagsfest in Berlin gesehen hatte. Doktor Platen, der die Vorstellung besorgte, sagte ihm, daß sein Bruder augenblicklich durch den Pastor, der wegen der morgigen Trauerfeier gekommen wäre, in Anspruch genommen sei. Grabaus nahm Platz, ohne sich an der halbblaut geführten Unterhaltung zu beteiligen. Nach einer Weile trat der Major ein, er sah sehr angegriffen aus, doch waren seine Bewegungen ruhig und sicher. Er begrüßte zwei in seiner Abwesenheit angekommene Cousinen und gab auch Grabaus die Hand. Dann forderte er diesen auf, mit in das Zimmer zu kommen, in dem die Tote aufgebahrt lag. Den beiden schlossen sich die zuletzt gekommenen Damen, ein alter Herr und Wolf an. Als das Battisttuch abgenommen wurde, beleuchteten die Kerzen ein blasses Gesicht von überaus zarten Farben, das weder einer Toten noch einer Lebenden anzugehören schien, sondern wie die in Wachs ausgeführte Nachbildung der Verstorbenen wirkte, deren bei aller Lieblichkeit doch so strenge Züge ausdrückten: meine Seele, die viel gelitten, ist entflohen; seht, wie schön ich bin, seitdem ich Ruhe gefunden.

Die Damen führten ihre Taschentücher an die Augen, der weißhaarige Herr runzelte seine Stirn und kämpfte mit den Tränen. Wie unter einem Schleier verschwamm ihnen das Zimmer, sie fühlten den großen Frieden, der aus diesem Antlitz sprach, und ein wohlthuender, sie aufrichtender Schmerz ergriff alle. Nur Grabaus stand mit trockenen Augen da und betrachtete, wie erstarrt von innerer Kälte, das Gesicht, die faltenlose Stirn, die rötlich grauen Lippen, die sich ihm auf immer geschlossen hatten.

Als der Major die anderen hiniübergeleitete, bat er Abschied nehmen zu dürfen. Wolf brachte ihn zum Hotel, wo er sogleich sein Zimmer aufsuchte. Während der schweren, dunklen Stunden, die nun kamen, verließ ihn das Bild des wächsernen Antlitzes nicht, das seinem ringenden Herzen keine andere Antwort gab als Schweigen des Todes.

Und dieses lastete auf ihm auch am nächsten Morgen während des Begräbnisses; in aller Furchtbarkeit erhob es sich zugleich mit dem Bewußtsein, daß bei allen anderen die Erinnerung immer lieblicher und lichter werden, daß aber in ihm kein warmer Hauch eines neuen Lebensgefühls den kalten und unbarmherzigen Schmerz der Reue auflösen würde.

Mittags sollte in dem Trauerhause eine größere Familientafel stattfinden, zu der auch er geladen war. Aber unfähig daran teilzunehmen, entschloß er sich, den Major vorher aufzusuchen.

Das fordere Zimmer, in das er geführt wurde, war leer, und er gewahrte den Major nebenan, der am Schreibtische Marie Luises sich in zusammengesunkener Haltung über ein Bild beugte. Doch im Augenblick, wo er des Besuchers an-

fähig wurde, richtete er sich straff empor, und das gramgeführte Gesicht schien sich strenger zusammenzufalten, während er Grabaus näher kommen ließ und ihm dann langsam die Hand hinstreckte. Als dieser nun von der welken, runzeligen, aber warmen und noch so festen Hand seine umschlossen fühlte, als er ihm in die Augen schaute, denen alles Leid nicht ihren hellen und gütigen Glanz hatte nehmen können, da traf ihn wieder beim ersten Sehen die unverkennbare und erstaunliche Aehnlichkeit dieses Gesichts mit dem Marie Luise's, aber nicht, wie er damals geglaubt hatte, eine Familienähnlichkeit, sondern eine innerste Wesensgemeinschaft sprach aus diesen Zügen, und was er bis dahin noch nie begriffen, jetzt leuchtete es ihm mit einem Male auf: warum Marie Luise ihren Mann nicht hatte verlassen können allem Ansturm ihrer Leidenschaft zum Trotz. Im Tiefsten aufschauend, fühlte er den Strom dieses Wesens sich ihm mitteilen, nie hätte er die Hand loslassen mögen, die der Major endlich zurückzog, indem er auf einen Stuhl wies. Während er selbst sich gleichfalls setzte, fuhr er sich mit unwillkürlich rascher Bewegung über die gefurchte Stirn und sagte:

„Ich hatte bis zum letzten Augenblick noch immer gehofft, aber sie selbst hat es wohl anders gewollt.“

Und nun kam ein Augenblick, kaum meßbar, aber von beiden gefühlt, wo sie einander stumm anschauten, wo alle Worte sich verflüchtigten, schen und fern, wo, was einer vom anderen gewahrte, dem spiegelnden Bild in einem tiefen Brunnen glich. Nicht vermochte einer des anderen Gedanken zu lesen, nur in sich schaute jeder, aber tiefer, als er es in diesen letzten wirren Stunden vermocht. Und es war, als fänden sich beide auf gemeinsamem Grund. In diesem Augenblick war nichts Fremdes, nichts Trennendes zwischen ihnen. Als sie dann das Schweigen brachen, empfanden sie die Worte als etwas Störendes, empfanden zugleich aber auch, daß das, was soeben gewesen, unzerstörbar sei.

„Bis zuletzt hat sie an Sie gedacht,“ sagte der Major, als Grabaus ihn nach den letzten Krankheitstagen fragte. „Besonders die Zeit, wo Sie uns zuerst besuchten, schwebte ihr vor.“

Dann erhob er sich und holte aus der Schublade des Schreibtisches ein Bündel Briefe, die er ihm reichte.

„Darin ist wohl enthalten, was sie Ihnen noch zu sagen hatte.“

Grabaus hatte sich erhoben. Ohne sich von neuem zu sehen, die Briefe an sich haltend, reichte er dem Major die Hand zum Abschied, dessen letzte Worte waren:

„Leben Sie wohl! Schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht. Auch ich wünsche Ihnen alles Gute.“

Dann ging Grabaus in den Park, wo er die Schnur von den Briefen löste. Auf den weißen Kuberts standen Daten aus verschiedenen Zeiten. Welche waren über ein Jahr alt, welche waren aus der letzten Zeit. Der obenauf liegende Brief zeigte das Datum des Tages, an dem Marie Luise gestorben war. Er war unverschlossen. Grabaus las nur die letzte Seite:

„Ich möchte noch einmal zärtlich zu Dir sein und Dir sagen, wie lieb ich Dich habe. Die Nacht war sehr schlimm. Aber ein Glück schwebt mir immer vor, das alles auslöscht, was ich gelitten habe. Wachsen mußt Du und groß werden über alle Menschen hinaus. Was die anderen fesselt und niederdrückt, muß versinken vor Dir. Und dann müchtest Du sagen können, ein kleines Teilchen, ach, nur wenig, verdankst Du mir. Ein guter Stern bin ich Dir gewesen. Wenn das wäre, Heinrich, ich möchte noch viel mehr für Dich leiden.“ —

Kein Laut regte sich in dem stillen Park. Rötlicher Schimmer ergoß sich über den Schnee, und in Grabaus erhob sich ein unnennbares Gefühl, eine Wärme und ein Leuchten, das von der Toten ausging. Und er ahnte, daß, solange dieses Gefühl in ihm lebte, er nicht aufhören würde zu wirken und fruchtbar zu sein, wie die Erde fruchtbar ist, so lange die Sonne ihr scheint, —

## Kleines feuilleton.

gr. Neues über Rosen. Die diesjährige Rosenummer des „Praktischen Ratgebers“ bringt farbige Abbildung und Beschreibung zweier neuer Rosen, von denen jetzt viel die Rede ist. Die eine Souvenir de Pierre Kottling“ ist darum besonders interessant, weil sie ein Abkömmling der als sehr unfruchtbar geltenden „Maréchal Niel“ ist. Nach den Luxemburger Züchtern soll die Blume sehr groß

sein und sich durch eine leuchtend gelbe bis rot- und goldgelbe Farbe auszeichnen. Die andere Rose ist eine deutsche Züchtung, sie heißt „Königin Karola“. Sie ist aus einer Kreuzung mit der jetzt so beliebt gewordenen „Madame Karoline Testout“ entstanden, die als Ersatz für die schöne, leider nicht mehr recht lebensfähige „La France“ gilt. Die Blume der „Königin Karola“ ist ebenfalls sehr groß, ihre Farbe ist ein reines Hellrosa mit silbrigen Ueberschlägen. Sie ist im Winter wenig empfindlich und auch frei von Krankheiten. In derselben Nummer wird der Anpflanzung von Buschrosen das Wort geredet, die viel billiger und leichter zu behandeln sind als die hochstämmigen Rosen. Die wenigsten Leute wissen allerdings, wie die Buschrosen zu überwintern sind. Sie lassen sich nicht niederbiegen, vielmehr müssen sie gänzlich mit Erde bedeckt werden. Sehr gut überwintern die Rosen auch unter Schnee. Ferner wird in derselben Nummer der bekannten Gartenbauzeitschrift noch der Rosengarten des Herrn Jules Graberaug geschildert. Er liegt in der Nähe von Paris in L'Hay und ist gegenwärtig, nachdem der Rosengarten des Bankiers Finger in Wien nicht mehr existiert, und die Anlage des Barons v. Lade in Seisenheim am Rhein auch ihre glänzendste Zeit hinter sich hat, der schönste Rosengarten der Welt. Es ist ein alter Park von 10 Hektar Größe, der große Rasenflächen und alte Baumbestände besitzt, die den Rosengarten zum Reiz umrahmen. Erst vor etwa zehn Jahren hat Herr Graberaug sein Augenmerk den Rosen zugewandt, nachdem ihm der Arzt zur Befundung seiner Nerven Gartenarbeit empfohlen hatte. Mit großem Eifer begann der ehemalige Pariser Großkaufmann seine neue Tätigkeit, und er steuerte einem großen wissenschaftlichen Ziele zu. Er wollte alle Arten und Sorten von Rosen in seinem Garten anpflanzen, und dieser sollte zugleich eine schöne gartenästhetische Schöpfung werden. Dieses Ziel hat Herr Graberaug nun erreicht. Sein Garten bekommt zur Blütezeit der Rosen ein paradiesisches Aussehen, er ist aber auch sonst durch Laubengänge, Guirlanden, Statuen, Springbrunnen, schöne Gruppierungen zu einer sehenswerten Parkanlage geworden. Das Wesentliche ist nun aber, daß der Garten alle nur möglichen wilden und kultivierten Rosenorten enthält, wohl an siebentausend Nummern. Alle sind nach Wert und Eigenschaften geordnet und die berühmtesten Rosenkennner der Welt, vor allem der Rosensystematiker Crépin, haben an der Bestimmung zweifelhafter Arten und Sorten mitgewirkt. In dem günstigen Klima von Paris verlangen nur wenige der angepflanzten Rosen Schutz im Winter. Herr Graberaug widmet aber sein Interesse nicht nur den lebenden Rosen, er sammelt alles, was Rosen betrifft und mit ihnen zusammenhängt. Er hat ein Rosenherbar, eine Sammlung von Früchten aller Rosen, eine Bibliothek, in der alles über Rosen Geschriebene vorhanden ist, eine Sammlung von Abbildungen von Rosen, selbst von Fabeln, Gedichten usw. über Rosen. In dem Garten sind auch wertvolle Neuzüchtungen von Rosen vorgenommen worden, und gegenwärtig ist Herr Graberaug besonders damit beschäftigt, eine Rosenforte zu züchten, welche einen reicheren Rosenölgehalt besitzt als die bisher kultivierten Sorten. Die Gewinnung von Rosenöl würde alsdann für das südliche Frankreich und Algier einen besonderen Erwerbszweig bilden. So ist denn der Rosengarten des Herrn Graberaug die Zentralstation für alles, was Rosen betrifft.

gc. Vom Wit und Sumar im Lande der Pharaonen. Wir besitzen zwei Papyri satirischen Inhalts, von denen der eine im Britischen Museum, der andere im Museum zu Turin konserviert wird. Beide enthalten nach Franz Woenigs „Bilder aus der Kulturgeschichte des alten Aegyptens: Am oberen Nil“ bildliche Darstellungen, und zwar bringt der Turiner Papyrus roh, aber äußerst flott und komisch gehaltene Illustrationen zu den anbei vermerkten Liebesabenteuern eines alten gedankhaften Priesters mit einer Sängerin aus dem Ammonstempel. Die Bilder, wie der Alte sich den Bart schabt, die Schöne sich schminkt, erwecken die Heiterkeit des Beschauers und erinnern lebhaft an die Schöpfungen unseres Humoristen Busch. Die Rückseite dieses Papyrus und des Papyrus im Britischen Museum füllen komische Tierzenen, wie sie sich für die Künstler der Neuzeit aus dem Tier-Epos: „Keineke, der Fuchs“ ergeben würden. Belustigend wirken hier die Zeichnungen aus der „verkehrten Welt“: Ein plumpes Nilpferd sitzt auf einem Schomorenbaum, und ein Raubbogel, Adler oder Sperber, steigt die angelehnte Leiter hinauf. Ein Hase führt einen Löwen am Stride. Gott Osiris ist als Esel dargestellt, vor ihm eine in Ostris entschlafene Säpin, die ihm ein Totenopfer darbringt, ihr Fürsprecher ist ein — Däse. Der Schafal erscheint mit Ranzen, Stab und Palette, neben ihm erblickt man ein Schaf; er tritt hier als „Schreiber“ auf, und diese Darstellung ist offenbar als Satire auf den Lehrer und Erziehler der königlichen Kinder aufzufassen. Ihm folgt der Wolf. Er hat einen Steden über die Schultern gelegt, an dem er einen Saß trägt. Nach Hirtenart bläst er die Doppelflöte und treibt eine flottgezeichnete Ziegenherde vor sich her. Eine feiste Kage mit gestreiftem Fell, einen gekrümmten Stab in der ausgestreckten linken Pfote haltend, ist als Hüterin von sechs Gänsen gewandt; das siebente kleinste Gänschen trägt die Kage auf dem linken Vorderarme. Die Aegyptier waren im allgemeinen heiteren, ruhigen und gutmütigen Wesens; beißender Spott lag ihnen fern und so wird es erklärlich, daß sich außer den oben erwähnten Papyri keine weiteren Belege ihrer Literatur finden, die auf eine besondere Bevorzugung der Satire deuten könnten. Nur im privaten Briefwechsel des „Schreiber“, d. h. der gelehrten Staatsbeamten, tritt hin und wieder der Spott draußig zutage, und wenn es sich um Urteile über Amts-genossen handelt, die sich unbedienter Weise der besonderen Gunst

ihrer Vorgesetzten erfreuen oder gar durch die besondere Guld des Königs beglückt werden. So berichtet ein Schreiber in einem Briefe (Pappus Anastasi I, nach Sauth) an seinen entfernten Freund, der sich wahrscheinlich nach einigen ihm bekannten Persönlichkeiten am Hofe erkundigt hat: „Nah mich Dir das Bild des Schreibers . . . entwerfen, die Deuchte des öffentlichen Getreidespeichers. Er hat nie gearbeitet, sich nie beübt seit seiner Geburt; jede anstrengende Tätigkeit ist ihm ein Grauel, er kennt sie nicht, er ruht wie ein Lötter im Grabe, aber seine Glieder sind gesund, doch die Furcht des guten Gottes leitet ihn nicht. Kafa, der Aufseher der Herden, der Wortführer, Amennachsu, der hundertjährige, er ist immer noch frisch und munter. Nacht, der Weinsack, an dem Du Dich so manches Mal belustigt hast? Ich will Dir auch sprechen von dem Befehlshaber der Söldlinge in Anu, klein war er ein Käfer, groß wurde er zum Bode; er befindet sich sehr wohl in seinem Hause! Du hast ja bei ihm gewohnt. Hast Du nicht den Namen des . . . gehört, des Schlenners, der auf dem Boden hinfriecht und sich nicht sättigen kann, die Kleider zerlumpt? Siehst Du ihn abends in der Dunkelheit, so sagst Du: „Ein Enterich ist mehr wert, als er!“ Und doch ist er ein Offizier, ein Beamter der Wage . . . Bläst man ihn an, der doch Offizier ist, so fällt er hin, wie ein Blatterschwarm.“

### Aus dem Tierleben.

en. Der größte Fisch. Einer der interessantesten und auch weitaus der größte unter allen Fischen ist der Rauhhai, mit wissenschaftlichem Namen *Rhineodon typicus*, oder wie die ältere Bezeichnung lautet: *Rhineodon typus*. Er kommt ziemlich häufig im Indischen Ozean vor und wird von den eingeborenen Indern *Mhor* oder auch *Walhai* genannt. An der Küste des nordwestlichen Indiens wird sein Fang seit langer Zeit regelrecht betrieben. Wenn man die neuesten zoologischen Werke, sowohl wissenschaftliche wie volkstümliche, befragt, so sollte man meinen, der Rauhhai wäre so selten, daß man so gut wie nichts über ihn weiß. Dennoch findet sich eine ziemlich bedeutende Zahl von Angaben in der Literatur verstreut, die der hervorragende Jäthhologe Gill jetzt in der „Science“ gesammelt hat. Getaugt wurde der Riesenfisch schon im Jahre 1829 von Andrew Smith. Daß dieser Hai weitaus der größte aller Fische ist, wird jeder aus der Angabe entnehmen, daß er über 15 Meter lang wird. Natürlich darf man dabei nicht an die „Walffische“ denken, die, wie jedem bekannt sein sollte, überhaupt keine Fische sind und daher ihren alten Namen in Sprachgebrauch gegen den richtigeren und einfacheren der „Wale“ vertauschen müßten. Die nächstgrößten Fische sind der durch besonders gräßliche Gestalt ausgezeichnete Hai *Carcharodon Rondeletii*, der 12–15 Meter lang wird, und dann der sogenannte Riesenhai (*Selache maxima*). Es ist auffällig, daß jener Gigant unter all seinen Genossen, der Rauhhai, trotzdem man seiner im Indischen Ozean ziemlich leicht fange habhaft werden können, so wenig bekannt und kaum in einem europäischen Museum durch Zeile oder gar durch ein vollständiges Skelett vertreten ist. Für die Wissenschaft ist das um so mehr bedauerlich, als nach dem Urteil von Gill der Rauhhai nicht nur eine besondere Art und Gattung, sondern sogar eine unabhängige Familie unter den Haifischen darstellt, für die man ganz passend den Namen der *Walhaie* annehmen könnte. Der Fang des Fisches kann allenfalls dadurch erschwert werden, daß er sich auf hoher See aufhält und sich nicht gern dem Land nähert. Im übrigen aber ist es ein trüges, apathisches Tier, das nahe der Meeresoberfläche lebt und sich oft so völlig regungslos treiben läßt, daß man glauben könnte, es schlief. Das äußerste Maß, das dies Ungeheuer erreicht, wird auf 21 Meter angegeben, doch bleibt die durchschnittliche Länge sicher weit dahinter zurück. Höchst auffällig ist der Umstand, daß die Körpergröße dieses Fisches in umgekehrtem Verhältnis zu seiner Nahrungsaufnahme zu stehen scheint. Während der riesige *Carcharodon* wie sein Vetter, der *Blauhai*, äußerst gefräßig und als Menschenfresser gefürchtet ist, hat der Rauhhai kleine Zähne, und seine Nahrung besteht lediglich aus winzigen Tieren. Seine Zähne sind im allgemeinen denen der Rochen vergleichbar, stehen in vielen Querreihen fast unbeweglich und haben scharf nach hinten gerichtete Spitzen. Die Nahrungsaufnahme ist der des Riesenhais zu vergleichen. Die Beute besteht aus allerhand kleinen Krustern und Weichtieren, die an der Oberfläche des Weltmeers leben und in so ungeheuren Massen das Wasser durchschwärmen, daß die Menge als Ersatz für die geringe Größe des einzelnen Beutetieres dienen kann. Auch die noch mächtiger werdenden Varianten finden ja unter den kleinsten, für das bloße Auge zum großen Teil unsichtbaren Tierarten des Meeres genügend Nahrung, um ihren Riesens Leib zu entwickeln und zu unterhalten. Ueber die Fortpflanzung des Rauhhais ist nichts bekannt, und man vermutet nur, daß er seine Nachkommen durch Eier zur Welt bringt, die aber das lebende Junge schon vollständig entwickelt enthalten. Nach der Beschreibung von Bright ist er ein durchaus harmloser Fisch, trotzdem er mit seinem ungeheuer weiten Rachen und vielen kleinen Zähnen einen entsetzlichen Eindruck zu machen geeignet ist. Der einzige Schaden, den er dem Menschen z. B. tut, geschieht dadurch, daß er sich gelegentlich an einem großen Boot reißt und es zum Kentern bringt. Auch dann aber vergreift er sich nie an den ins Wasser gefallen Menschen. Die Indier jagen ihn mit der Harpune und lassen ihn sich abzappeln. Die Harpune wird möglichst in die Augen oder in die Kiemen geschleudert. Wegen der Größe und Kraft des Fisches kann die Jagd nur durch mehrere Boote gleichzeitig bewerkstelligt werden.

### Humoristisches.

— Wasser und Milch. Die „Tägl. Rundschau“ entnimmt ihrer Sammelmappe folgenden Auffass eines kleinen Schulmädchens: Milch ist Weis, Wasser ist Klar. Milch braucht man in Thee und in Kasse, Wasser um diese Getränke zu fertigen. Milch trinken Klagen, — Wasser Hunde. Milch braucht man in der Küche, Wasser auch, aber Milch ist sehr nützlich weil sie giebt saune und von der saune macht man Schlaafsanne, — aber Wasser ist auch fast zu allem guht, es ist auch Wasser im Mehr, — auch im Badt. Milch ist für kleine Kinder guht, wenn Jemand Krank ist, ist die Milch sehr guht, besonders wenn man Weispeisen gegessen hat und es war Grünspan dran. Dann ist Milch sehr guht für Blutharme, ist sehr gut die Milch Jemigen die es gerne trinken für meinen Bruder Heinz ist sie sehr gut — man kann beides Warm und Kalt trinken, — man weicht sich mit Wasser, mit Milch nicht, mit Wasser spimmt man, mit Milch nicht, — wir trinken auch Wasser. Es ist beides süßlich, es ist aber beides ein sehr großer unterschied, warum habe ich mit den Worten angefangen, das die Milch weis ist und das das Wasser Klar ist, — mit Wasser wird die Wäsche eingepreßt, mit Milch nicht, milch sid der roen sterke endlich (d. i. ähnlich) wenn die Milch kalt ist, wen es warme Milch ist, dann sidt der gelocheten Endlich, Milch ist sehr guht zu magekrepe auch zu butterbrot guht, man nimmt Wasser zu Brausen und zu Brausepulver und zu Zuderwasser sehr guht. Milch mit sodawasser sehr guht. Jetzt muß ich schließen weil das Buch fertig ist Wasser ist auch guht für die Haare. —

### Notizen.

— Theodor Mommsens Bibliothek ist von einer Dame angekauft und dem Akademischen Kunstmuseum der Universität Bonn als Geschenk überwiesen. — Schnelllichter. Einem Pariser Theaterdirektor sind in den letzten drei Wochen sechzig Stücke, die in Marokko spielen, angeboten worden. — Mit „Iphigenie auf Tauris“ beginnen die Wiener Hofburgschauspieler unter Leitung von Rainz am 4. Juli im Berliner Theater. Rainz spielt den Orest. — Vater Rietmann, ein Dreialter von Karl Streder, wird zum erstenmal am nächsten Freitag im Kleinen Theater aufgeführt. — „Arme Leute“, ein nach dem gleichnamigen Roman Dostojewskis von Franco Liberati verfaßtes Drama, fand im Teatro Goldoni zu Venedig demonstrativen Beifall. — Das Lessing-Theater will im Oktober einen neuen Sudermann herausbringen: „Stein unter Steinen“, Schauspiel in vier Akten. — Anton Dhorn hat ein zweites Klosterdrama geschrieben. Es behandelt die Frage des Eösbais. Die Uraufführung ist vom Chemnitzer Stadttheater für den nächsten Winter angelegt. — Ein anderes Stück desselben Verfassers: „Die Streber“, soll vom Deutschen Volkstheater in Wien zum erstenmal gespielt werden. — c. Emile Marbet, ein junger Komponist, hat sich den von der Musikkommission der Lütticher Ausstellung für eine große Kantate ausgeschriebenen Preis von 1000 Franken geholt. Es handelte sich um einen Wettbewerb zur Feier des 75. Jahrestages der belgischen Unabhängigkeit. Marbets Kantate heißt: *Pro patria*. — Vandalen. Auf der Lütticher Weltausstellung haben Vandalenhande mehrere Werke deutscher Künstler ruiniert, u. a. Eugen Brachts „Feudaladel und Industrie“ und Ludwig Dettmanns Gemälde: „Große Vottschaft“. — t. Geologische Bilder von der Samländischen Küste hat Professor Schellwien von der Universität in Königsberg in der *Preussisch-Deutscher Gesellschaft* veröffentlicht und besprochen. Die von dem Gelehrten selbst besorgten photographischen Aufnahmen sind so überaus lehrreich und dabei so vollendet ausgeführt, daß sie eine Beachtung in weiteren Kreisen verdienen. Die Arbeit zerfällt in drei Abschnitte. Der erste beschäftigt sich mit dem geologischen Alter der am Aufbau der Steilküste beteiligten Schichten, zu denen das Tertiär mit den beiden Abteilungen der Bernsteinformation und der darüber liegenden Braunkohlenformation, ferner die Ablagerungen der Eiszeit mit ihrem Geschiebemergel und ihren Sanden gehören. Der zweite Teil der Abhandlung handelt von den an diesen Schichten erkennbaren Störungen; gewiß wird mancher Geologe bei der Betrachtung der hier gegebenen Abbildungen darüber staunen, mit welcher Schärfe auch in diesen weichen Massen Faltungen, Ueberklippungen und Verwerfungen auftreten. Der dritte Abschnitt wird namentlich für den Geographen von Interesse sein durch die Erörterung der an der Steilküste erfolgenden Zerstörung und hat auch eine besondere aktuelle Bedeutung, indem die Folgen der mächtigen Stürme im Januar dieses Jahres in höchst eindrucklicher Weise zur Anschauung kommen. Man sieht die Veränderungen des Strandes, die in die Steilküste eingefressenen Höhlungen, die dadurch bedingten Abstürze von der Höhe der Klippen, die Verwitterungsarbeit in dem stellenweise unmittelbar an den Strand herantretenden Wald, die Aufschüttung mächtiger Geröllmassen usw. —